

19]

Cesarine.

Von Jean Richépin. Uebersetzt von S. L.

XII.

Am folgenden Tage sandte mir Cesarine den nachstehenden seltsamen Brief, durch den ich in eine unerwartete Verlegenheit gestürzt wurde:

„Werther Herr!

Paul geht es so gut, als nur irgend möglich, und er ist im Stande, Ihren Besuch zu empfangen, den ich ihm für bevorstehend angezeigt habe. Vor allem muß ich Ihnen mittheilen, wie ihn diese Nachricht entzückt hat. Nichts konnte seine Genesung mehr fördern, als der Gedanke, Sie wiederzusehen. Sie würden sie vollständig machen, wenn Sie, woran ich nicht zweifele, auf den Plan eingehen wollten, den ich mir ausgedacht habe. Ich habe ihm gesagt, daß Sie ihm im Auftrage seines Vaters auf ihre Abrechnung eine Abschlagszahlung von fünfhundert Franken überbrächten. Sie würden dann also die Freundlichkeit haben, ihm unter dieser und keiner anderen Bezeichnung das hier beigefügte Bankbillet zu übergeben. Ich weiß es, daß Sie zu sehr Paul's Freund sind, als daß Sie mir zürnen würden, wenn ich sie in diese Lüge mit hineinziehe, dessen Motive Sie ohne Zweifel begreifen. Ich empfehle Ihnen auch ganz ausdrücklich, Paul in nichts zu widersprechen, was sich auf unsere Ehe bezieht, die er als festbeschlossen betrachtet. Seien Sie nicht erstaunt darüber, daß in dieser Hinsicht meine Haltung den kürzlich von mir ausgesprochenen Worten widerspricht. Ich schwöre es Ihnen, meine Ablehnung kann nicht aufrichtiger sein. Aber die Gesundheit Pauls zwingt mich, ihn in jeder Weise zu schonen und vor allem nicht etwas zu bekämpfen, was ihm so sehr am Herzen liegt, und worin er keine Vernunft annehmen will. Aus Mitleid habe ich mich so stellen müssen, als stimmte ich nun zu. Sie werden selbst zu beurtheilen vermögen, ob ich hätte anders handeln können. Nicht wahr also, mein verehrter Herr, Sie haben mich doch nicht mißverstanden? Sie werden von Herrn von Roncieur in einer für Paul möglichst wenig aufregenden Weise sprechen, und Sie werden ihm die 500 Franken als Vorschuß auf die Erbschaftsregulierung übergeben, und Sie werden in keiner Weise über das Heirathsprojekt mit ihm streiten. Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen dergestalt Ihr Verhalten und beinahe Ihre Worte diktiere. Aber es handelt sich um das Glück Ihres Freundes, vielleicht um sein Leben. Und das berechtigt mich, Sie zu meinem Vertrauten und selbst zu meinem Mitschuldigen zu machen, Sie, der Sie das einzige Wesen sind, das ihn jemals vor mir geliebt hat. Und nun danke ich Ihnen im voraus und fürchte nicht, daß Sie Nein sagen werden. Auf baldiges Wiedersehen!
Cesarine.“

Konnte ich in der That nicht nein sagen? Konnte ich es ablehnen, ihr Vertrauter zu sein, ihr Mitschuldiger zu werden? Gab sie mir nicht ein Beispiel, wie ich zu handeln hätte, das Beispiel, alles dem einzigen Gedanken zu opfern: daß Paul krank wäre? Ohne Zweifel; und das war auch meine erste und sehr menschliche Empfindung.

Beim Nachdenken indessen, und als ich den Brief von neuem las, stiegen mir sogleich wieder Bedenken auf. Ich hatte Furcht, zu rasch und zu leicht einer Regung des Mitleides gefolgt zu sein. Sie muß wohl angenommen haben, daß sie mich damit am leichtesten übertölpeln könnte. Ja, ich las zwischen den Zeilen dieses anscheinend so naiven Briefes die kalte Berechnung. Ich meinte, daß unter anderem allzu großer Nachdruck auf die Vorsichtsmaßregeln gelegt worden sei, Paul in seinen Heirathsgedanken nicht zu widersprechen. Ein einziges Wort, so schien es mir, hätte genügt, mir das mitzuthemen. Aber warum so viele Worte, um eine Zustimmung, die in der That den energischen und edlen Beteuerungen von neuem widersprach, als entschuldigbar hinzustellen? Nichts bewies mir, daß diese Zustimmung nicht echt sei. In diesem Doppelspiel, um mich so auszudrücken, gab es eine zweideutige Aufrichtigkeit, die mich mißtrauisch machte. Und vor allem zürnte ich Cesarine weniger wegen der Lüge in betreff Paul's als wegen der Lüge, die sie, wie ich vermuthete, in bezug auf mich angestrichelt hatte.

Einmal auf diese Fahrt gebracht, erschien mir der Brief, als ich ihn von neuem las, nicht allein heuchlerisch, sondern sogar anmaßend. Und noch andere Bedenken stiegen in mir auf, und ich erstaunte, nicht sofort daran gedacht zu haben. Sie waren doch so augenfällig. Was! Hieß es nicht Paul ver-rathen, wenn man die Täuschung über den Ursprung dieses Geldes unterstüßte? Ich, ich wußte sehr wohl, woher dieses Bankbillet kommt. Von Bouchard, nicht wahr? Und zu einer solchen Niedertracht sollte ich auf den Wunsch Cesarine's, von der ich in diesem Augenblicke annahm, daß sie die Maitresse dieses Menschen gewesen war, meine Hände leihen! Zu welcher erbärmlichen Rolle hätte ich meinen Freund erniedrigt, wenn ich darauf einging! Und würde er selbst, dieser unglückliche Junge, wenn er die Wahrheit erführe, mir je verzeihen können, daß ich es nicht vorgezogen hätte, mehr für seine Ehre als für sein Leben zu sorgen? Und was würde der Kapitän, der brave Kapitän von einer solchen Mitschuld halten? Hätte er nicht das Recht, mir eines Tages an den Kopf zu werfen, daß ich mich zur Schmach seines Sohnes als Unterhändler hergegeben habe? Nein, nein, ich konnte es nicht annehmen. Man appellirte an meine Zuneigung für Paul. Nun wohl, gerade diese Zuneigung verbot mir, mich an dieser Verschönerung zu betheiligen, deren Ziel es war, Paul zu erniedrigen. Meine Pflicht, meine strikte Pflicht gegen ihn, den ich liebte, gegen seinen Vater, der mich vom Tode gerettet hatte, gebot mir im Gegentheil, diese Machinationen zu zerreißen, in dieses Dunkel Klarheit zu bringen, indem ich dem Unglücklichen zurief:

„Nimm Dich in Acht, Freund. Das Brot, das Du isst, ist aus dem Straßentoth aufgefressen. Du wußtest von nichts; aber Du wirst es ausspeien, wenn ich Dir zeige, woher dieses Geld stammt. So ist es!“

Und ich würde mit ihm sprechen und den armen Teufel sofort mit mir wegführen, und er würde mir dafür danken, daß ich ihm die Augen geöffnet habe.

Und wenn ich ihm das Herz bräche, indem ich ihm die Augen öffnete! Und wenn er körperlich nicht stark genug wäre, um eine derartige Operation zu ertragen! Wenn er daran stirbe!?

Nun wohl, um so schlimmer! „Die Ehre vor allem!“ würde sicher der Kapitän gesagt haben.

Und wie er, so dachte auch ich in diesem Augenblicke an dieses unerbittliche „um so schlimmer“. Denn man besitzt dieses große, herrliche, fleckenlose, romantische Heldenthum, wenn es sich um die Ehre — anderer handelt.

Mit dem festen Entschluß, zu richten, begab ich mich zu Cesarine. Selbst mein Ziehen an der Glocke gab Zeugniß davon, heftig, entschieden, ein Zug, um den Draht entzwei zu reißen. Aber dank der um den Klöppel gewickelten Leinwand ertönte die Glocke nicht anders als das erste Mal. Und das Mißverhältniß zwischen dem dünnen, klanglosen Geräusch und meiner großartigen, heftigen Handbewegung gab mir ohne Zweifel einen enttäuschten und lächerlichen Gesichtsausdruck. Denn sobald Cesarine meiner ansichtig wurde, mußte sie auflachen.

Dieses Lächeln verletzete mich und gab mir den entrüsteten Ausdruck wieder, den ich gehabt haben mußte, ehe ich die Glocke zog. Und plötzlich begriff Cesarine.

„Wie, Sie gehen nicht darauf ein?“ fragte sie mit heiferer Stimme.

Ihre Hände, die sie flehentlich gegen mich ausstreckte, zitterten. Ihr ohnehin schon bleiches Gesicht erbleichte noch mehr. Das war eine so tiefe Blässe, eine Blässe, die sich sozusagen nicht bloß über die Oberfläche der Haut erstreckte, sondern die in das blutleere, kalte, wie abgestorbene Fleisch eindrang. Selbst der Blick war davon getrübt. Oder er machte mir vielmehr den Eindruck, als habe er sich bis auf den Grund des Auges zurückgezogen, dessen gläserne Pupillen nur noch den Schatten und die Leere zu bedecken schien.

Mitleid ergriff mich vor dieser schmerzlichen Vernichtung. Mein Muth zu richten, war verflogen.

„Nein, nein!“ dachte ich, „ich werde nicht so weit gehen, Paul etwas zu sagen; das wäre eine zu große Grausamkeit gegen das arme Mädchen. Ich werde mich damit begnügen, das abzulehnen, um das sie mich bittet. Vielleicht habe ich nach allem nicht das Recht, mehr zu thun!“

Und ich überreichte Ihr ihren Brief, indem ich sagte:
"Ich nehme den Auftrag nicht an, Fräulein, ich kann ihn nicht annehmen."
"Warum?" fragte sie mich sehr leise.
"Wir waren auf dem Vorsturz."
"Das ist hier nicht der geeignete Ort, um Ihnen meine Gründe anzugeben."

Als sie mich mit einer Bewegung einlud, näher zu treten, fügte ich rasch hinzu:
"Nebst dem weder hier, noch anderswo. Es ist mir unmöglich, darüber zu sprechen. Ich will nicht, das ist alles, ich darf nicht. . . ."

"Warum?" fragte sie von neuem.
Diesmal hatte sie mit sichererem Tone gesprochen. Und der leuchtende Glanz war wieder in ihren Blick zurückgekehrt. Offenbar machte sie mein Mitleid wieder kühn. Ich fühlte, wie ich bei dieser Beobachtung wieder fest wurde, mein Herz verhärtete sich gegen dieses Uebermaß von Kühnheit. Wie sie beugte sich nicht vor meinen gerechten Bedenken! Sie gab sich sogar den Anschein, sie nicht zu verstehen! Man muß sie ihr auseinandersehen! Sie will also den Kampf? Um so schlimmer für sie! Ich erwiderte deshalb mit einem gereizten Ausfall, aber, indem ich ihr doch noch eine Rückzugsmöglichkeit offen ließ:

"Nehmen Sie sich in Acht, mein Fräulein. Sie thun Unrecht, mich bis zum äußersten zu treiben, Sie thäten besser, meine Weigerung einfach ohne weitere Erklärungen anzunehmen. Die Erklärungen, die Sie fordern, werden Ihnen peinlich sein. Das möchte ich Ihnen bemerken. . . ."

Sie nahm mich mit einer entschlossenen Bewegung bei der Hand und sagte dann tapfer:

"Treten Sie ein und sprechen Sie. Ich bin bereit, alles zu hören."

Bei dieser Kühnheit war ich zunächst ganz verduzt. Aber was! War das nicht reiner Zynismus? Sollte ich mir dadurch imponiren lassen? Dieser Gedanke vollendete meinen Entschluß, alles zu sagen. Als ich sie so entschlossen sah, gewann auch ich meine Entschlossenheit wieder. Und diese Entschlossenheit nahm einen bis zu einem gewissen Grade wilden Charakter an, als Cesarine mit einem gebieterischen und beinahe anmaßendem Tone hinzusetzte:

"Nun machen Sie rasch, Paul wird leicht ungeduldig. Ich will nicht, daß er wartet."
(Fortsetzung folgt.)

Richard Wagner.

Eine Studie von Dr. M. Alfieri.

Was hat unser Jahrhundert der Musik gebracht? Fast alles! Beethoven und Wagner waren die Revolutionäre, welche der bunten Menge der Musik-Epikuräer, die sich aus gefühlstriebsenden Enthusiasten und gedankenlos Geniependen zusammensetzte, durch die ernste Hoheit und seelische Tiefe künstlerischer Gesinnung sich entgegenstellten. Wie bei Shakespeare das erglühende Senfblei nie auf den lezten Boden dieses Genius gelangt, so wird die geistige Universalität Beethoven'schen Ausdrucksvermögens niemals bis auf die zarteste Faser bloßzulegen sein. Dies Mysterium geistiger Zeugung, das gerade in der Musik wie in keiner anderen Kunst die Subjektivität des Genies am fesseltesten auszusprechen läßt, ist immer mit einem Separatismus vereint, der für das Anerkannte, Tiefe, auch für das Eigenthümliche und Ungewöhnliche unermüdlich gegen trüges Vorurtheil und die Zwangsjacke hartnäckiger Gesichtspunkte ankämpft. Die Bahn dieser leitenden Geister, welche die Kunst ihrem Ziele, ihrer Zukunft entgegenführen, ist eine vorgezeichnete, und wenn auch das Wirken solcher aus dem eigensten Selbst schaffenden Naturen mit ehrgeizigen und selbstsüchtigen Motiven vermischt ist, so kann ihr unsterbliches Verdienst, trotz aller Mängel absoluter Moralforderung gegenüber, dadurch nicht geschmälert werden. In ihrer Selbstförderung liegt die Möglichkeit der Fortentwicklung der Kunst, und soll das eigenthümliche ihrer Ursprünglichkeit den großen Lebensfragen der Kunst neuen Reichthum sichern, so darf selbst der Sinn neidischer Eitelkeit, welcher oft die Reformen gegen den passiven Widerstand einer verendenden Kulturperiode ansponnt, als befruchtend willkommen geheißen werden.

Von diesem Gesichtspunkte aus muß die menschlich und künstlerisch unerklärliche, imdankbare Abgabe Wagner's an Meyerbeer beurtheilt werden, die, aus dem Bedürfnisse einer dramatisch-musikalischen Revolution hervorgegangen, jenen den Prinzipien des musikalischen Absolutismus entgegenführte. Diese künstlerische Undankbarkeit entsprang vorerst einem unheimlich verzweilungsvollen Ringen nach Anerkennung und der verzehrenden Sehnsucht nach dem mit starkem Willen und rücksichtsloser Kühnheit angestrebten Ziele. Sie trieb ihn zur ungerechtesten Härte gegen Meyerbeer, dessen Prunkopern er mit höhnender Verachtung abthat, ohne zu bedenken, was ihnen die Partituren des „Rienzi“, „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ an

blendenden Theater-Orchestereffekten, an poetisch reizenden Nebenmitteln und markvollen Massenwirkungen zu verdanken hatten. Oder sind im „Tannhäuser“ die mythologischen Sinnlichkeiten des Venusbergs und der Pomp des „Sängerkriegs“, der den „Lohengrin“ in einem Nachen heranziehende Schwan, das Gottesgericht und der von König Heinrich geführte Heerbann, die Volksbewegungen und der Kapitolsturz im „Rienzi“, das fliegende Schiff und das Matrosengejohle im „Holländer“ — sind sie etwas anderes als effektvolle Zugaben, die allerdings praktischeren und logischeren Texten angehören, als sie die raffinierte Neußerlichkeit Scribe's zu stande brachte? Charakteristisch für die Zukunft des von Wagner gestalteten Musikdramas ist es, daß der von Meyerbeer'schen Kunstgriffen und Scribe'schen Theaterheroismus völlig abhängige „Rienzi“ gerade in den in sich abgeschlossenen Musikstücken, in den Arien, Duetten und Terzetten, die gegenüber den spät Wagner'schen Rezitativen und fortlaufenden Ariosos der alten Dekonomie des Operndramas angehören, natürlichen Fluß und dramatische Inspiration vermissen läßt. In der übervollen Instrumentierung des „Rienzi“, dessen, besonders von den Knalleffekten des Blechs geschwellte Tonwellen die Stimmen der Sänger förmlich ertränken, ist Wagner von der größten und würdigsten Aufgabe der Kunst, Maß zu halten, und dennoch die Seelen unwiderstehlich fortzureißen, weit entfernt, und statt dem Einfachen, Schönen und Wahren ganz dem Ueber-schwänglichen, Wirren und Lärmenden ergeben. Im „Holländer“, der im Keime bereits den „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ enthält, konzentriert sich die spektakulöse Charakterlosigkeit der „Rienzi“-Musik zu einem raffinierten Konvergiren aller Mittel der Orchestration. Die noch von Meyerbeer beeinflussten rein melodischen Gedanken schweben entweder am Rande der Trivialität oder stürzen sich verzweifelt in den Abgrund chromatischer Gesuchtheit. Und doch geht durch das Werk ein tiefeinschneidender Zug einer glühenden und zwingenden Romantik, welcher im Verein mit der hier schon geoffenbarten Macht der Wagner'schen Scenerie eine tiefe dämonische Kraft innewohnt.

Im „Holländer“ beginnt schon jenes Auflösen der melodischen Phrase in ariose Recitation, jenes plötzliche Abbrechen des Gesanges, jene Versuche, die Handlung musikalisch und dramatisch ohne Ruhepunkt fortzuführen, die über „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ hinweg zu „Tristan und Isolde“ und zum „Ring des Nibelungen“, den Höhepunkten des Wagner'schen Reformsystems, gelangten.

In seinen Büchern, in denen sich dialektische Schärfe und ein Wuth eiter Schönrednerei, treffende Kritik und nicht endenwollende Phrasen zuweilen zu einem nebelhaften Etwas verbinden, kämpft er für das mit unabweislicher Nothwendigkeit kommende „Kunstwerk der Zukunft“, welches sich allerdings noch im „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ als keine Gespenster, keine Erscheinungen, sondern als liebe freundliche Opere nach dem Muster der Vergangenheit mit modernen Vorzügen und modernen Schwächen, mit den guten und schlimmen Eigenschaften ihres Verfassers darstellt. Freilich an die klassischen Muster knüpft Wagner niemals an; nichts liegt ihm ferner als die Klarheit und künstlerische Einheit, die Mannigfaltigkeit und der Gedankenreichtum Mozart's, nichts ferner als die bescheiden und dennoch unerreichte psychologische Größe des „Fidelio“ Beethoven's, nichts ferner als die marmorne Schönheit und Ruhe des klassischen Opernreformators Gluck.

Weit näher liegen ihm drei Namen anderen Klages, Karl Maria Weber, Heinrich Marschner und Hector Berlioz. Die halb romantischen, halb volkstümlichen Züge des Weber'schen „Freischütz“, mehr noch dessen „Curjante“, die einer vermeintlichen Wahrheit die Einfachheit opfert und für das Juridiktret der Melodie die schwere Orchestration und die charakteristische musikalische Hässlichkeit bringt; Marschner's düstere Romantik und kraffe Dämonie in seinem „Templer und Sabin“, „Wamyr“ und „Hans Heiling“, und schließlich das ungewöhnliche Geschick, die frappanten Wendungen, die sonderbaren, oft unschönen Akkordfolgen, die blendenden, berausenden Klangwirkungen des Berlioz'schen Orchesters — den Potenzen dieser drei Namen verdankt Wagner Wais und Ziel für sein Ideal, für das Opern-Drama und das „Kunstwerk der Zukunft“, das sich ihm theils durch Reflexion und Studium, theils durch künstlerische Produktion entwickelte, und das vorzubereiten und zu erreichen gerade er durch besondere Begabung berufen und durch individuelle Lebensentwicklung auserlesen war.

„Mein eigentliches System“, sagt Wagner, findet in jenen drei ersten Dichtungen („Holländer“, „Tannhäuser“, „Lohengrin“) nur erst eine sehr bedingte Anwendung. Anders verhält es sich mit „Tristan und Isolde“. An dieses Werk erlaube ich die strengsten aus meinen theoretischen Behauptungen fließenden Anforderungen zu stellen, ja ich ward während dessen Ausführung selbst inne, wie ich mein System weit überflügelte.“ Dieses System suchte den Wagner aufs schärfste treffenden Vorwurf der Melodielosigkeit vor allem abzuwehren. Wenn die Forderung nach Melodie an ein musikalisches Kunstwerk gerichtet wird, so wird deren Wesenheit durch den gemeinen Sprachgebrauch viel sicherer festgesetzt, als dies der spekulativen Definition gelingt; sie findet in der italienischen Oper ihren zugleich äppigsten und vulgärsten Ausdruck, und an ihr ein ausschließliches Vergnügen zu finden, nennt Wagner mit Recht kindisch. Diese, wie Wagner sagt „engere Form der Melodie“, die in den Werken der klassischen Periode der Tonkunst, in Mozart, Beethoven und Schubert,

ihre höchste Ausbildung gefunden hat und als höchste Steigerung des musikalischen Vermögens bewundert wird, tritt, wo sie bei Wagner hervorbricht, als eine sehr triviale Erscheinung vor uns hin, und es ist kein Zweifel, daß diese auffallende Tatsache in einem ursprünglichen Mangel der Wagner'schen Natur beruht. Gleich seiner an ein polyphones Kunstwerk gestellten Forderung der vollen Freiheit und Selbständigkeit aller einzelnen Stimmen, führte er bis zu den letzten Konsequenzen im „Tristan“ in den „Meisterfingern“, im „Ringe“ und „Parsival“ die Forderung des durch ein ganzes, großes Kunstwerk sich ununterbrochen dahinschlingenden Melodienstromes durch, der einen einheitlichen, zusammenhängenden Organismus des lebendigen Musikdramas bilden sollte. Trotz der ermüdenden Gleichförmigkeit harmonischer und disharmonischer Stimmenverwebung erreichte Wagner besonders durch die vielgerühmten Leitmotive, mit denen er seine Personen und tragischen Begebenheiten immer wiederkehrender melodischer Sätze versehen hat, eine Bündigkeit, Kraft und Wahrheit des deklamatorisch-musikalischen Ausdrucks, die seinen, ihm rastlos nachstrebenden Epigonen nie wieder verliehen wurden und nur zu dem unnahbaren Hochmuth und den labyrinthischen, massiven Orchesteropern der Ausläufer Wagner'schen Schaffens führten. Für diese ist das treffende Wort Grillparzer's geprägt:

„Ein Ausweg wird dem Fortschritt immer bleiben;
Kann er nicht übertreffen, wird er übertreiben.“

Mag man vieles in Wagner's Opern und Schriften für geniale Frühwerke eines großen Geistes erklären, mag man manche Maßlosigkeit seiner Bestrebungen und Ergüsse als Verirrung rühen, mag die lärmende Heftigkeit seiner Angriffe alle Einsichtsvolleren und Jarteren verlegen, mag man es beklagen, daß seine orchestralen Polyphonien die Blüthe der Gesangskunst vernichteten und der menschlichen Stimme die Wirkungen des Wohlklangs genommen und nur die thierische Kraft gelassen haben, mag man aus der Abspannung einer rastlos stuhenden und deklamierenden Musik heraus tiefe Sehnsucht nach einem Stück ruhiger Melodie empfinden, mag die fanatische Alldeutsche Hymne, die Gliederverrenkungen der deutschen Sprache in den hervorragenden Wagner'schen Textbüchern, zu der sich viele schwer zu entzählenden Dunkelheiten eines geheimnißvollen Pessimismus gesellen, als eitle literarische Pose betrachtet werden — so kann das Urtheil über die große neue Geisteswelt, welche in den Werken Wagner's Leben erhielt, getrost der Nachwelt überlassen bleiben. Seine spezifisch musikalische dramatische Begabung, die Energie seiner universalen schöpferischen Kraft, seine tief künstlerische Sehnsucht, sich über alles Glend des Augenblicks hinweg mitzuthemen und sich des Beifalls aller Gesinnungsgleichen zu versichern, sein alle Blasirtheit tödtlich hassender Ernst im Schaffen, das Gigantische seines musikalischen Stils, der sich schließlich zu einer, die Welt und ihren Inhalt bedeutenden tönenden Symbolik emporhebt, seine übergewaltige Idee vom Kunstwerk der Zukunft, in dem die einzelnen Künste zu gunsten des ganzen ihre Selbständigkeit aufgeben, alle die Eigenschaften seines, aus Begeisterung für sein Ideal und aus Ekel über das Opernwesen seiner Zeit zusammengesetzten kampffrohen Enthusiasmus tönen in die schönen Worte aus, welche er für ein ideales Verhältnis des Theaters zur Öffentlichkeit aussprach: „Ich fand es“, sagt er, „im Theater des alten Athen, dort, wo das Theater seine Räume nur an besonderen, heiligen Festtagen öffnete, wo mit dem Genuße der Kunst zugleich eine religiöse Feier begangen ward, an welcher sich die ausgezeichnetsten Männer als Dichter und Darsteller beteiligten, um gleich Priestern vor der versammelten Bevölkerung der Stadt und des Landes zu erscheinen, welche mit so hoher Erwartung von der Erhabenheit des vorzuführen Kunstwerks erfüllt war, daß ein Aeschylos, ein Sophokles die tiefstimmigsten aller Dichtungen, sicher ihres Verständnisses, dem Volke vorführen konnten.“

Kleines Feuilleton.

— Aus dem alten Aegypten. Ein bekannter englischer Papyrusforscher, W. P. Grenfell, hat soeben wieder eine Reihe Papyri überseht. Sie enthalten Urkunden aus der Zeit der Ptolomäer bis hinab in das siebente Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Ihr Inhalt ist überaus reichhaltig. Neben vereinzelt Bruchstücken aus der klassischen Literatur, einigen Tragikerverse, Homerverse und Bruchstücken von Reden des Demosthenes überwiegt die Zahl der Privaturkunden, die uns einen Blick erlauben in das Leben der Bevölkerung Aegyptens. Da ist der Brief eines unteren Beamten, des Apemius, an seinen Vorgesetzten Asklepiades. Wie du geschrieben hast, haben wir alles vorbereitet zur Ankunft des Archisomatophylax und Dioletes (d. i. eine Art Bezirkspräsident) Chrysiptus, zehn weißstirne (nämlich Vögel), fünf zahme Gänse, fünfzig Vögel, fünfzig Gänse, zweihundert Vögel, hundert junge Tauben. Dazu brauchen wir noch fünf Meißel. Die vierzig Packesel sind beschafft. Jetzt arbeiten wir noch an dem Wege. Lebe wohl.“ Der Präsident muß demnach eine ganz besondere Vorliebe für Geflügel gehabt haben und hatte seine Untergebenen offenbar gut gezogen. In einem anderen Briefe aus dem Jahre 81 v. Chr. bittet ein Sohn seinen in der Stadt weilenden Vater, Schreibpapier, Federhalter und Tinte einzukaufen, was man damals also auf dem Lande noch nicht kaufen konnte. Für die Geschichte des Bieres wichtig sind zwölf Quittungen aus dem Anfange des

ersten vorchristlichen Jahrhunderts, welche ausgestellt sind für die Bierbrauer Pasion und Senthens über bezahlte Biersteuer im Betrage von 5 Talenten Kupfer. Bier und Biersteuer sind also schon im alten Aegypten unzertrennliche Begriffe gewesen. Auch die städtische Accise verstand man wacker zu handhaben. Denn wir besitzen eine andere Reihe von vierzehn Papyrus-Quittungen für bezahlte Steuer auf Feldfrüchte, Del, Wein am Stadthore. Nicht patriarchalisch muhlet uns an der Bericht des Didymus, eines braven Arierleins, und seiner Frau Isis, worin sie der Militärbehörde mittheilen, daß ihr Sohn Anoubas nunmehr das vierzehnte Jahr erreicht habe, also sich auf seine Tauglichkeit zum Militärdienst untersuchen lassen müsse. Interessant ist ein Lehrlingsvertrag aus dem Jahre 189 nach Chr., in dem die dreißigjährige Tais dem achtzigjährigen Webermeister Paonotis einen Sklaven auf zwanzig Monate zur Ausbildung im Webergewerbe übergibt. Eine andere Frau strengt eine Klage an, weil ein gewisser Stotoetis, dem sie achthundert Silberdrachmen gegeben habe, damit er für sie im Nachbardorfe beim Weinändler eine Rechnung bezahle, mit dem Gelde durchgegangen sei. Schließlich erwähnen wir noch die ergötzlichen Vorbereitungen zu einem Dorf-Schützenfest im Jahre 287 nach Chr., die erschüttert sind aus folgendem Briefe des Dorfschulzen: „An den Direktor der Musikschule zu Arsinoe Aurelius Theon von Aurelius Asklepiades Philadelphus, Vorsteher der Dorfsynode zu Bacchias. Ich möchte von dir entnehmen die Tänzerin Tzais mit noch einer andern zum Tanze in unserm Dorfe auf fünfzehn Tage. Sie sollen als Lohn empfangen 86 Drachmen für den Tag und dazu für alle Tage drei Scheffel Weizen und fünfzehn Paar Brote; außerdem sollen ihnen für Hin- und Rückfahrt drei Esel gestellt werden. Lebe wohl.“

— **Chinesische Tusche.** Ueber die chinesische Tusche macht die „Papier-Zeitung“ nach einem Bericht des englischen Konsuls in Kuku Mittheilungen. Die Tusche wird lediglich in der Provinz Anhui gemacht. Von dort geht sie nach ganz China und der übrigen Welt. Im Jahre 1895 führte die Provinz etwa 4000 Pfund im Werthe von 112 800 Mark aus. Die Tusche wird aus Sesam- oder Kajuöl hergestellt; auch braucht man das giftige Del eines im Yangtsethale und in Japan viel wachsenden Samens dazu. Dann setzt man Firnis und Schweinefett dazu. Der durch die Verbrennung dieser Substanzen entstehende Ruß wird um so feiner, je länger die Verbrennung dauert. Dem Ruße wird dann etwas Weim zugefügt, woraus der Teig auf hölzernen Ambossen mit stählernem Hammer geschlagen wird. Zwei gute Hämmerer können achtzig Stück Tusche in einem Tage herstellen, von denen jedes Stück ein halbes Pfund wiegt. Etwas Moschus oder Barooskämpfer verleiht schließlich der Tusche den bekannten Geruch. Dann wird die Masse in hölzernen Formen gebracht und bei schönem Wetter getrocknet. Das Trocknen nimmt 20 Tage in Anspruch. 30 bis 32 Stück Tusche gehen gewöhnlich auf das Pfund. Der Preis schwankt zwischen 2 und 140 M. das Pfund. Es giebt etwa 12 verschiedene Sorten. In China, Japan, Korea, Tonkin und Annam brauchen die Eingeborenen fast nur chinesische Tusche zum Schreiben. Sie verreiben sie auf einem Steine. Statt der Feder benutzen sie einen Pinsel von Kaninchenhaaren. Die besten Sorten chinesischer Tusche werden überhaupt nicht aus China ausgeführt, sie bleiben im Lande.

Literarisches.

— Der soeben erschienene „Neue Welt-Kalender für 1898“ bringt diesmal an der Spitze seines unterhaltenden und belehrenden Theiles keine größere Erzählung. Der Grund, weshalb das so geschah, dürfte ein ganz zufälliger sein. Jedenfalls wird man im nächsten Jahre wieder zu der alten Einrichtung zurückkommen. An stelle der Erzählung bietet der Kalender eine Geschichte des Streiks der Hamburger Hafenarbeiter und Seeleute; dem längeren Aufsatz ist eine Reihe charakteristischer Zeichnungen beigegeben. Kleinere Erzählungen finden sich drei in dem Jahrbuch, darunter die burleske Humoreske „Die Cholera-Zigarre“ von Ernst von Wolzogen. Der belehrende Theil ist recht umfangreich ausgefallen. M. Wittich plaudert über Volkstypen, L. Braun bespricht den internationalen Frauentongress in Berlin, einen Aufsatz W. Vorchardt's: „Die Röntgen'sche Entdeckung neuer Strahlen“ erläutern beigegebene Illustrationen; G. Wurm schreibt über „die Chemie im Reichstage“, und eine nachgelassene Arbeit Fr. Engels': „die Naturforschung in der Geisteswelt“ beschäftigt sich mit jenen Naturforschern, die sich mit dem Spiritismus eingelassen. L. Schönhoff würdigt das Berliner Kaiser-Wilhelm-Denkmal. Parteigeschichtliches behandeln die Artikel „Vor zwanzig Jahren“ von Ignaz Auer und „Die Sozialdemokratie und die Wahlen in Oesterreich.“ Dem verstorbenen Reichstags-Abgeordneten Schulze-Königsberg ist ein Nachruf gewidmet, von dem Leben des seit 25 Jahren toden Dichters Moriz Hartmann erzählt ein, nur etwas zu weich gerathener, Aufsatz. „Fliegende Blätter“ und eine Räthselreihe bilden den Schluß. Dem Kalender sind vier Kupfer, ein farbiges Bild und ein Wandkalender beigegeben. Möge er noch mehr Leser finden als in den früheren Jahren.

Theater.

— Charlotte Wolter's Nachfolgerin. Einem Wiener Blatte zufolge soll Kathi Frank, die Tragödin des Stadttheaters in Frankfurt a. M. als Ersatz für Frau Wolter für das Burgtheater in Aussicht genommen sein.

— Ein neues „Volkstheater“ in Wien. Der Wiener Gemeinderath hat, wie schon der Stadtrath, beschlossen, dem geplanten Franz Josephs-Theater am Währinger Gürtel einen Bauplatz im Werthe von 260 000 Gulden zu überlassen. Der Theaterverein wird einen unbedeutenden Pachtzuschlag zahlen, um das Eigenthum der Stadt zu bekunden, in deren Besitz das ganze Theater nach 52 Jahren übergeht. Die Gemeindeväter erhalten in ihrem Stadttheater eine eigene Loge, der Werth des Baugrundes wird theilweise durch Wohlthätigkeits-Vorstellungen für die Stadtarmen aufgewogen. Das Theater soll zunächst an Adam Müller-Guttenbrunn verpachtet werden, und dieser hat die Verpflichtung, es als Volkstheater und „Pflanzstätte deutscher Kunst“ zu führen, mit der negativen Bedingung, daß Stücke, die das „patriotische, ethische und moralische Gefühl der christlichen Bevölkerung erschüttern“ könnten, ausgeschlossen sein sollen. —

Meteorologisches.

— Leuchtende Nachtwolken. Der Astronom Professor Förster schreibt dem „Reichs-Anzeiger“: Die sogenannten leuchtenden Nachtwolken, deren Erscheinen in den letzten Jahren seltener und lichtschwächer geworden war, sind in den letzten Wochen im nördlichen Dänemark und im Norden Englands aufs neue deutlicher wahrgenommen worden. Im Interesse der tieferen Erforschung der sehr merkwürdigen Erscheinung ist es angezeigt, die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf diese Wahrnehmungen zu richten. Jene Wolken, die in ihrer Struktur den feinsten Federwolken ähneln, sind in den Sommernächten vom Ende Juni bis Anfang August in der Nähe des nördlichen Horizonts gegen Mitternacht in eigenthümlich weißem Glanz zu erblicken, und zwar leuchten sie in der Regel am hellsten etwas nach Mitternacht am nordnordöstlichen Himmel. Bedingung der Sichtbarkeit in unseren Breiten ist es, daß nicht nur für uns der Himmel in der Nähe des Nord-Horizonts völlig frei von tiefer liegenden Wolkenbildungen ist und uns so den Ausblick auf jene in großer Höhe über der Erdoberfläche über den mittleren Parallelkreisen von Schweden und Norwegen schwebenden Gebilde öffnet, sondern daß auch der Weg von der über den nördlichsten Regionen die Nacht hindurch leuchtenden Sonne bis zu jenen hohen Wolken nicht durch tiefer liegende Wolkenbildungen im höheren Norden verlegt ist. Man darf sich deshalb nicht irre machen lassen, immer und immer wieder in hellen Nächten nach der eigenthümlich eindrucksvollen Erscheinung zu spähen, wenn man auch wiederholt bei einer am Beobachtungsort ganz durchsichtigen Himmelsbeschaffenheit nichts davon erblickt hat. Es hat eben dann infolge von Trübungen der Luft im höheren Norden die gehörige Beleuchtung der Wolken durch die Mitternachts-Sonne gefehlt. Wodurch jetzt eine erneute größere Ausdehnung und Helligkeit jener Wolken verursacht sein könnte, steht noch dahin. Offenbar können dieselben sowohl durch vulkanische Emporschleuderungen, als durch Einströmungen von Wassertheilchen aus dem Himmelsraum Zugang empfangen.

Was wir bis jetzt von der großen wissenschaftlichen Bedeutung der merkwürdigen Erscheinung erkundet haben, wird, wie ich mir in die Erinnerung zurückzurufen gestatte, hauptsächlich dem Astronomen Otto Jasse in Steglitz und den von der Berliner Sternwarte in Gemeinschaft mit demselben getroffenen Veranstaltungen verdankt. Die Veranstaltungen bestanden wesentlich in der Aufnahme von photographischen Meßbildern der Wolken, wofür zeitweilige Stationen in Steglitz, Rauen (Beobachter Herr Uhrmacher Vaeter), Rathenow und Frankfurt a. O. eingerichtet wurden, sowie in den letzten Jahren eine permanente astronomische Station im Grunewald, welche aber leider aufgegeben werden mußte.

Es hat sich zunächst herausgestellt, daß jene Wolkengebilde seit 1885 anhaltend in einer und derselben Höhe, nämlich 82 Kilometer über der Erdoberfläche, geschwebt haben, und daß sie in dieser hohen Region eigenthümliche Bewegungen erfahren, welche auf die Zustände in den Grenzschichten der Atmosphäre ein völlig neues Licht werfen, ein Licht, das möglicherweise zur Aufhellung des Problems der gesammten Bewegungs-Erscheinungen in unserer Atmosphäre beitragen wird. Schon die zweifellos errungene Thatsache, daß feste Stofftheilchen, welche das Sonnenlicht in ähnlicher Weise reflektiren, wie die Eiskristalle der tiefer (unterhalb 30 Kilometer) gelegenen sogenannten Cirruswolken, sich jahrelang in jener großen Höhe schwebend erhalten, ist von solcher Wichtigkeit, daß die Fortführung und Befestigung jener Ergebnisse durch alljährlich wiederholte Beobachtungen und Messungen nicht genug empfohlen und gefördert werden kann. Noch wichtiger wird aber die Fortführung und Vervollständigung der Messungen hinsichtlich der Geschwindigkeiten und Richtungen der Wolkenbewegungen in jenen großen Höhen sein.

Gerade die Gegenden zwischen Mitteldeutschland und dem südlichen Schweden sind hierfür sehr geeignet. Wer für photographische Meßbildaufnahmen, zu deren Ausführung die Berliner Sternwarte gern rathen und helfen würde, nicht eingerichtet ist, wird schon einen werthvollen Beitrag liefern, wenn er in einem möglichst genau präzisirten Zeitpunkte die Lage der Wolken zu bestimmten Punkten des Nord-Horizonts womöglich durch sorgfältige Zeichnung, unter genauer Angabe seines eigenen Standorts, feststellt. Herr Otto Jasse in Steglitz, Albrechtstr. 30, wird gern bereit sein, solche Zeichnungen in Empfang nehmen und zu bearbeiten. —

Physikalisches.

— Telegraphiren ohne Draht. In den letzten Tagen wurden mit Marconi's drahtlosem Telegraphen im Kriegshafen von Spezzia (Italien) entscheidende Versuche angestellt. Man telegraphirte von Schiff zu Schiff, dann vom Gebäude des Kriegshafen-Kommandos nach einer Insel. Beide Versuche gelangen vortreflich. Die Insel liegt 7 Kilometer in der Luftlinie vom Kommandogebäude entfernt. Marconi reist demnächst nach England, um zwischen Dover und Calais im Auftrage der englischen Kriegsmarine neue Versuche anzustellen. —

— In der letzten Versammlung der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in London zeigte Dr. Ruffel, daß eine ganze Anzahl von bekannten Stoffen die Eigenschaft besitzen, Strahlen auszusenden, die eine photographische Platte affiziren. Quecksilber, Zink, Radium, Aluminium, Magnesium, Zinn, Antimon und Kobalt drücken alle auf eine empfindliche Platte ein Bild, wenn sie eine Woche lang im Dunkeln mit ihr eingeschlossen werden. Selbst Fichtenholz giebt ein Bild; man kann deutlich die Ringstruktur auf der Platte erkennen. Auch manche Druckerchwärze besitzt die merkwürdige Eigenschaft, auf die Platte Strahlen zu werfen. —

Humoristisches.

— Einer gemüthlichen Eisenbahnfahrt wurden Reisende theilhaftig, die vor einigen Tagen den auf der Sekundärbahn Wittenberg—Torgau verkehrenden „Schnellzug“ benutzten. Der fragliche Zug unterbrach plötzlich seine Fahrt und blieb mitten auf dem Felde stehen. Die Reisenden forschten nach der Ursache des Vorganges und sahen, wie ein Arbeiter hinter einer Beamtenmütze herjaagte, die er mit Aufbietung seiner ganzen Geschicklichkeit schließlich fing. Dann trabte er schweißtriefend wieder dem Zuge zu, bestieg den letzten Wagen, und nun setzte sich der „Schnellzug“ wieder in Bewegung. Die vom Winde entführte Mühe des Zugführers war es gewesen, die das Halten des Zuges nöthig gemacht hätte. —

— Was ist eine Sekundärbahn? Eine Sekundärbahn ist diejenige Einrichtung, bei der man am besten fährt, wenn man geht. —

— Bei der Tanzmusik. Der erzürnte Liebhaber zu seinem Schak, der mit einem Soldaten plaudert: „Reiß! Zmir schaugst her! Wer hat den Kas zohlt, der Schorischl oder i?“ — („Simplicissimus.“)

Vermischtes vom Tage.

— Das Südfeld der Karsten-Zentrumsgrube bei Veuthen ist erschaffen. —

— Mit seinem Spieße erschlagen hat in Alteglofsheim bei Regensburg ein Nachtwächter einen Gutsverwalter, der sich in einen Streit einmengte. —

— In Wörtschhofen kriselt es. Dr. Baumgarten, der sachverständige Beirath des verstorbenen Pfarrers Kneipp, will den Flecken verlassen und an einem anderen Orte eine Kuranstalt errichten. —

— Auf das Polizeikommissariat in Mödling bei Wien kam unlängst ein Mann und forderte die strenge Bestrafung des Waffenhändlers, der ihm einen Revolver verkauft, der jetzt, da er sich todtschießen wolle, nicht losgehe. Der Beamte sah die Waffe an und fand, daß der Sperrstift in der Trommel stecke. Er behielt den Revolver und schickte den Lebensmüden nach Hause. —

— Der größte Theil der ungarischen Stadt Nagy-Mihaly ist durch einen Brand zerstört worden. —

— Budapest, 14. Juli. Ueber die Gemeinden Nettek und Lize gingen in den letzten Tagen furchtbare Unwetter nieder. Wolkenbrüche zerstörten über 100 Häuser, viel Vieh ging zu grunde. Drei Menschen haben ihr Leben verloren. —

— Die Leiche des in Norwegen verunglückten Lieutenants zur See v. Sahne ist noch immer nicht gefunden. —

— In Paris vergiftete eine Frau in einem Wahnsinnsanfall drei ihr anvertraute Kinder mit Morphium. —

— Eine merkwürdige Zugentgleisung. Ein Güterzug, der am vorigen Freitag abends um 9 Uhr im Bahnhofe von Castellaudary (im französischen Departement Aube) eintreffen sollte, ist 1500 Meter vor demselben bei der Brücke über die Bouchonette unter eigenartigen Umständen entgleist. Ein Waise, der in Castellaudary kurz zuvor ausgeladen worden war, hatte sich losgerissen und war den Schienenweg entlang auf der nach Castres führenden Linie geflohen, wo er einem Lastzuge begegnete, der ihm entgegenkam. Er stürzte sich mit gesenktem Haupt auf den zweiten Wagon, der entgleiste und dabei das Thier zermalmte. Eine furchtbare Erschütterung des ganzen Zuges fand daraufhin statt; ein Duzend Waggons ungefähr fuhrn auf einander auf, wobei sieben zertrümmert und vier aus den Schienen heraus seitwärts geschleudert wurden. Die Waggons waren mit Fässern, Mehlsäcken, Kohlen und Bausteinen beladen, deren zusammengehäufte Trümmer eine hohe Pyramide bilden. —

— In Apratolaferra (Provinz Avellino, Italien) wurden vier junge Leute, die sich während eines Gewitters in den Glockenthurm geflüchtet hatten, vom Blitz erschlagen. —